

Couppé, sondern möglicherweise Hubert Linckens MSC, der gerade zu jenem Zeitpunkt mit der Reichsregierung wegen der Errichtung eines Missionshauses in Hiltrup verhandelte.

Münster i.W.

Horst Gründer

Becker, Dieter (Hg.): *Ohne Streit kein Frieden? Konflikte in Partnerkirchen in Indien, Indonesien und Ozeanien*, Verlag Otto Lembeck / Frankfurt am Main 1998; 149 S.

Etwas holzschnittartig ließe sich das Verhältnis zwischen Ökumene und Frieden folgendermaßen beschreiben: Hinsichtlich der Ökumene der Religionen (der sogenannten Makroökumene) ist der Bezug zum Friedenthema vorherrschend; etwas anderes als »Religionsfrieden« zu thematisieren, verbietet die correctness. In der klassischen »Ökumene«, also im Rahmen des Selbstverständnisses, Kirche Jesu Christi zu sein, ist das Konfliktbewusstsein und -interesse schon sehr viel stärker ausgeprägt (diese Rezension wurde kurz vor Beginn der 8. Vollversammlung des ÖRK in Harare/Zimbabwe geschrieben, vgl. auch die Auseinandersetzungen über die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre). Erst recht sollte es sich innerhalb ein und derselben Kirche bzw. Konfession erübrigen, von einer Ökumene zu sprechen, da die Einheit – sei es der römisch-katholischen »Weltkirche« wie etwa auch der lutherischen Kirche – gegeben sein sollte. Aber die Friedensfrage stellt sich gerade angesichts der Konflikte innerhalb einer Kirchentradition bzw. Konfessionsfamilie besonders dringlich: Je näher sich die Beteiligten stehen, desto heftiger der Streit. Was die römisch-katholische Seite betrifft, so ist es kein Zufall, dass im selben Jahr, in dem die Kongregation für die Glaubenslehre ihre kritische Instruktion »über einige Aspekte der »Theologie der Befreiung« veröffentlichte (1984), in Brasilien eine Studie erschien, in der Carlos Mesters 155 (!) Konflikte allein in der Apostelgeschichte eruiert hat (vgl. W. Schürger, *Theologie auf dem Weg der Befreiung*, Erlangen 1995, 154ff). Was die evangelischen Kirchen betrifft, so beschreibt das hier anzuzeigende Buch in drei exemplarischen Studien Konflikte, die eben dort auftreten, wo eitel Frieden und Gemeinsamkeit vermutet werden könnte, nämlich innerhalb von partnerschaftlichen Beziehungen zwischen mittlerweile selbständig gewordenen Missionskirchen und den mit ihnen verbundenen »Missionsgesellschaften«, die jetzt als Missionswerke in die hiesigen Landeskirchen integriert sind. Gerade wegen des Interesses, die guten Beziehungen nach Übersee nicht zu gefährden, ist die Benennung von Konflikten »ein heikles Unternehmen«, wie DIETER BECKER, Missionswissenschaftler an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau, in seiner Einleitung schreibt: »In vielen Berichten aus Partnerkirchen werden solche Auseinandersetzungen ausgeklammert. Man zieht es gemeinhin vor, die freundlichen und angenehmen Seiten ökumenischer (!) Beziehungen ins Blickfeld zu rücken.« Dagegen plädieren die Autoren für einen offenen Umgang mit Konflikten und wollen Hilfestellungen zu ihrer Bearbeitung geben.

Die erste Studie stammt von KLAUS ROEBER, Referent (u.a. für die Region Asien) im Evangelischen Missionswerk in Deutschland und langjähriger Mitarbeiter im Arbeitskreis Indien der Gossner Mission: »Kirchenstreit in Chotanagpur, Gossner-Kirche und Nordwest-Gossner-Kirche auf der Suche nach neuer Gemeinschaft«. Dieser Kirchenstreit ist derjenige von den drei dargestellten, dessen Wurzeln am weitesten in die Vergangenheit zurückverfolgt werden, nämlich noch vor die Zeit der Begründung eines eigenen Missionsvereins durch den ehemaligen katholischen Priester Johannes Evangelista Gossner (1836). ROEBER nennt als Ursprung der gegenwärtigen Konflikte die Spannungen, die bereits 2500 bis 1500 v. Chr. auftraten, als die Munda (Adivasi) und Oraon (Drawiden) in das Gebiet von Chotanagpur einwanderten. Alte religiöse und soziale Unterschiede wirkten sich aus, als Mitte des 19. Jh.s die Gossner-Missionare eintrafen, umso mehr, als diese sich

insbesondere den Adivasi zuwandten und sich die Oraon zurückgesetzt fühlten. Die Situation komplizierte sich noch durch die Spannungen zwischen der Zentrale in Berlin (»Mutter«) und der Mission bzw. der Gossner-Kirche (»Tochter«), durch die Rolle der Kolonialmacht (und der Weltkriege), die Verstärkung der Konflikte zwischen Oraon- und Munda-Fraktion in der Synode durch Vorwürfe, pro- bzw. antiamerikanisch zu sein und gegenseitig Proselytismus zu betreiben. Was zur Kirchenspaltung bzw. zur Gründung der Nordwest-Gossner-Kirche im Jahr 1977 führte, war ein Gemisch dieser vielfältigen Konfliktpotenziale, zu denen auch der Unterschied zwischen Präsidial- (Gossner) und Episkopal-Struktur (Nord-West) gehörte. Eine Wiedervereinigung beider Kirchen scheiterte. Bischof Minz (Oraon): »Die Spaltung von Kirchen ... muß in Kauf genommen werden bzw. ist zur Selbstfindung und Selbsterhaltung des Menschen sogar notwendig.« – Ob der Begriff »Gossner-Community« (aus der Verfassung der Gossner-Kirche von 1995) einen Weg zeigt zu einer neuen Form der Einheit zwischen den Gossner-Kirchen in Indien, aber auch zwischen ihnen und der Gossner Mission in Berlin? ROEBER hofft, dass das Gossner'sche Erbe »trägt« und die Gossner-Community die Voraussetzungen in sich birgt, Zeugnis, Dienst und Einheit miteinander als »ökumenisches (!) Modell zu verwirklichen«.

Vom Hg. D. BECKER stammt der zweite Beitrag: »Ein Streit ohne Ende? Erfahrungen von Gewalt in der Christlich-Protestantischen Toba-Batak-Kirche (HKBP) in Nordsumatra«. Er schreibt aufgrund seiner sechsjährigen Erfahrungen an der Theologischen Hochschule der genannten Kirche in der Nähe von Medan. Seine Studie konzentriert sich im Gegensatz zur vorigen auf einen Zeitraum von 12 Jahren. Die Eskalation der Gewalt in der HKBP, der auch Menschenleben zum Opfer fielen, kann nicht verständlich gemacht werden, ohne auf die Rolle des Bischofs Nababan einzugehen. Einerseits Hoffnungsträger für die winzige protestantische Minderheit mit der Ausstrahlung beeindruckender Autorität, souverän in höchsten Ämtern auf ökumenischem Parkett agierend, Anwalt der Interessen der Kirchen gegenüber der indonesischen Regierung und zugleich Indonesiens gegenüber dem Ausland, wurde er schließlich »ein Opfer seiner eigenen Größe«. Begünstigt durch den fünfjährigen Turnus der Pfarrerversetzungen in seiner Kirche, boten sich ihm ungewöhnliche Möglichkeiten innerkirchlicher Personalpolitik. BECKER schildert im Einzelnen, wie es zu öffentlichen Auseinandersetzungen zwischen ihm und dem Generalsekretär Simanjuntak der Kirche kam, zur Spaltung in zwei Lager, deren größeres unter Leitung Simanjuntaks sich gegen Nababan stellte. Schließlich intervenierte der Staat, Nababan wurde von staatlichen Behörden abgesetzt – eine Entwicklung, die später durch eine vom Militär beaufsichtigte Synode bestätigt wurde. Während sich die Nababan-Seite als kirchenverfassungstreuer Flügel versteht, nennt sie die Gegenseite »Tiara-Kirche«. Der interne Kirchenkonflikt wurde zu einer Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche.

Besonders konzentriert sich BECKER auf die Analyse der Reaktionen ökumenischer Partner und hier wiederum auf die des wichtigsten, der Vereinigten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal und ihre Pressepolitik. Auffällig war die Konzentration auf die juristische Seite des Konflikts und die Ausblendung der Vorgeschichte vor 1992. Über die Ansichten der Mehrzahl der Gemeindeglieder wurde kaum informiert. Ein Versuch, die für Indonesien kennzeichnenden Loyalitäten der Ortsgeistlichen auch zu den Großfamilien und die durch Senioritätsdenken bestimmten Abhängigkeiten zu würdigen, wurde nicht gemacht: Es gibt unter Pfarrern und Pfarrerinnen in Indonesien manchmal »die Notwendigkeit für Rücksichtnahmen, von denen nach A 14 bezahlte deutsche Kolleginnen und Kollegen nichts ahnen«. Vor allem die auch von den Nababan-Anhängern verübte Gewaltanwendung bis hin zum Lynchmord wurde von der VEM verschwiegen. Die Gründe für diese einseitige Sicht liegen, so BECKERS einleuchtende Vermutung, nicht zuletzt in der Umwandlung der VEM zu einer internationalen, über 30 Partnerkirchen einbeziehenden Missionsgemeinschaft »Vereinte Evangelische Mission – Gemeinschaft von Kirchen in drei Erdteilen«. Es hätte in der Tat einen erheblichen Image-Verlust für die neue VEM (auch im Blick auf die Konkurrenz zu

anderen Missionswerken) bedeutet, hätte sie Nababan, einen ihrer Promotoren, nicht vorbehaltlos unterstützt. – Eine Möglichkeit, den schweren Konflikt zu überwinden, sieht Becker in unvoreingenommener Analyse und Beratung durch »ehrliche Makler« von außen, m.a.W. in »ökumenischer Visitation« oder in einem »ökumenisch verantworteten Symposium, auf dem der Dialog mit Vertretern aller Seiten neu gesucht wird«.

Autor des dritten Beitrags ist THEODOR AHRENS, Missionswissenschaftler in Hamburg; sein Titel: »Geistliche Säuberungen« als Strategie kirchlicher Identitätssicherung? Ein Beispiel aus Ozeanien als Beitrag zum Programm des ÖRK zur Überwindung von Gewalt«. Hier geht es um einen Konflikt innerhalb der einst durch lutherische Mission entstandenen Evangelical Lutheran Church of Papua-New Guinea (ELC-PNG), den AHRENS zunächst als Konflikt zwischen etablierter Großkirche und charismatischen Erneuerungsgruppen kennzeichnet. Vor allem die Person des Bischofs Dole und sein den Erneuerungsgruppen entgegengebrachtes Verständnis sowie die dagegen gerichtete »Häretisierungsstrategie« und die Forderung nach »excommunication« stehen im Mittelpunkt der Studie. Dole und seine Gruppe repräsentieren die Auseinandersetzungen von Charismatikern mit der »Institution« allerdings nur bei oberflächlicher Betrachtung; AHRENS legt die Mehrschichtigkeit des Konflikts frei. In ihm verbinden sich die Berufung auf die Erfahrung des Heiligen Geistes mit der spezifischen Wahrnehmung des Kontextes durch den ersten einheimischen Bischof der Region, finanzielle Streitigkeiten mit der gegensätzlichen Einschätzung der theologischen Relevanz von Träumen, Gruppenrivalitäten und die unterschiedliche Orientierung an den Prioritäten der »Großkirche« einerseits, den regionalen Bedürfnissen andererseits. AHRENS, der aus seiner Sympathie mit Dole keinen Hehl macht, sieht in dessen Position eine »Mischung aus Traditionsverpflichtung und biblisch inspirierter Innovation« und erläutert, dass hinter der Beschäftigung mit den Träumen eine ethisch-prophetische Intention steht, die auf soziale Konfliktbewältigung zielt. Eine melanesische Kirche, »die den Umgang mit Träumen ... zum Kriterium des Kirchenausschlusses erhebt, verdammt die Geschichte ihrer eigenen Anfänge«. Mit dem Bauernbischof Dole und seinen »Basisgemeinden« sollten alle Erneuerungsgruppen getroffen werden. Unter Rückgriff auf den von René Girard beschriebenen Sündenbockmechanismus sieht AHRENS die Strategie am Werk, »den Sündenbock zu outen, seine Andersartigkeit (Bauernbischof, Basisgemeinde, Enthusiasmus, Träume) herauszustreichen, ihn zu eliminieren und als letzten Akt dann die wiederhergestellte »Einheit« der Kirche zu feiern«. – Auch AHRENS sieht die Aufgabe der Missionswerke in Übersee, also hier bei uns, in einer Partnerschaft, die beiden Konfliktparteien mit kritischer Solidarität begegnet. Dazu könnte die Visitationspraxis »ökumenisch« erweitert und das Verbindende zwischen Großkirche, charismatischen Protestbewegungen und Missionswerken neu gewichtet werden: Es müsste – nicht nur in PNG – darum gehen, den Realitätsbezug kirchlicher Praxis neu zu gewinnen – angesichts sozialer und moralischer Krisen und angesichts von Erfahrungen der Machtlosigkeit und Manipulation von außen.

Schließlich würdigt KLAUS SCHÄFER, Referent für missionstheologische Grundsatzfragen im Evangelischen Missionswerk in Deutschland, Hamburg, die faire Interpretation der Konflikte durch die drei Autoren. Sein Nachwort »Kirchliche Partnerschaft im Konflikt« ist bereits ein Versuch, die Relevanz der drei Studien für die Missionswerke zu bestimmen. Ob diese selbst aber die vorgelegten Analysen der sie unmittelbar betreffenden Konflikte in ihren Partnerkirchen als so konstruktiv einschätzen wie Schäfer, das steht wohl auf einem anderen (m.W. noch nicht geschriebenen) Blatt.

Und schließlich: Wie wäre die Titelfrage des Buches zu beantworten? Die ökumenische Bedeutung missionstheologischen Engagements liegt wohl darin, die Pflicht zu prophetischer Diagnose (vgl. Jer 6,14) einzuschärfen, ohne eine »ökumenische Streitkultur« als Selbstzweck anzusehen.